

WOLFGANG CZIESLA

RUHM UND SCHMACH DES  
AMATEURSCHRIFTSTELLERS

*Die Ausgangslage*

Der Auslöser meines Nachdenkens über das Wort Amateurschriftsteller war eine Nachricht im Radio, deren eigentlicher Inhalt im folgenden kaum eine Rolle spielen wird. Am 16. Mai 2024 fuhr ich mit dem Auto vom Ruhrgebiet nach Baden-Baden und hatte den Deutschlandfunk eingeschaltet. Im Halbstundentakt kamen die Nachrichten. Den Begriff Amateurschriftsteller hörte ich im Zusammenhang mit dem circa siebzigjährigen Mann, der auf den slowakischen Ministerpräsidenten geschossen und ihn schwer verletzt hatte. Ich erfuhr, daß der Täter unter anderem der Gründer eines Literatenzirkels war und auch dem slowakischen Schriftstellerverband angehörte. Als sein Tatmotiv wurde eine Umstrukturierung im staatlichen Rundfunk angegeben, die seitens der Politik vorangetrieben wurde und gegen die es schon seit Tagen heftige Proteste gab.

Bei der Weiterfahrt fiel mir auf, daß das Wort Amateurschriftsteller bereits in den Nachrichten eine halbe Stunde später nicht mehr auftauchte; jetzt war von einem Schriftsteller die Rede. Welcher redaktionelle Eingriff mochte dahinterstecken? Das kann ich nicht beantworten – zumindest war der Begriff des Amateurschriftstellers für mindestens eine halbe Stunde durch einen öffentlich-rechtlichen Rundfunksender legitimiert.

*Triggerwörter, Reizwörter*

Es gibt Triggerwörter, auch Aktivierungswörter genannt, die eine Maschine (wie Alexa oder Siri) anwerfen, die dann ihr Programm abspult, ähnlich wie »Der Lauf der Dinge« des Künstlerduos Fischli & Weiss, nur nicht so lustig. Schon länger im deutschen Sprachschatz verankert – seit dem 16. Jahrhundert – ist der Begriff »Reizwort«. Solch ein Reizwort kann reflexartige mentale Prozesse auslösen oder den Gedankenfluß umlenken in eine wohlvertraute Richtung, eventuell auch in eine neue.

Meine erste Freundin nannte mir – vielleicht als Warnung – mal den Grund, warum sie sich von ihrem vorigen Freund getrennt hatte: Er war Gitarrist, und jedes Mal, wenn sie sich eine Schallplatte gekauft hatte und sie auflegte, nahm er

sein Instrument und begann zu den neuen Klängen zu improvisieren, bis er nach mehr oder weniger gescheiterten Versuchen des Mitspielens dann doch wieder in das zurückfiel, was er immer spielte, und damit die Schallplatte übertönte. Das Prinzip leuchtete mir ein: Der Künstler braucht immer neue Anregungen, um das immer Gleiche zu sagen.

So übertönten meine Gedanken die Schüsse auf den slowakischen Ministerpräsidenten und blieben beim Wort »Amateurschriftsteller« hängen. Ich bin einer jener miserablen Zuhörer, die alles auf sich beziehen. Denen zu allem, was jemand sagt, eine eigene Geschichte einfällt und die damit sofort bei sich selbst sind.

Ohnehin hatte ich nie etwas mit Schußwaffen zu tun; dem Wehrdienstverweigerungsausschuß sagte ich 1973 bei der sogenannten Gewissensprüfung, ich werde nie im Leben eine Waffe in die Hand nehmen, und daran habe ich mich bis heute gehalten. Ich verabscheue Gewalt und empfinde keinerlei Aggression, gegen nichts und niemanden. Aber als ich hörte, der Mann sei ungefähr siebzig, habe eine Literatengruppe gegründet und gehören dem Schriftstellerverband an, ratterten meine Gedanken los, ich zog Parallelen.

Der deutsche Schriftstellerverband VS, zumindest die von mir als Gast besuchte Sektion, kam mir wie ein Schnarchtüttenverein vor, dessen Mitglieder bei kontinuierlicher gegenseitiger Beweihräucherung eher gewerkschaftliche als künstlerische Anliegen verfolgten. Ich verzichtete darauf, Mitglied zu werden.

Ich bevorzuge die Schreibgruppe, die aus der zeitweise auch von mir geleiteten Literaturwerkstatt der Essener Volkshochschule hervorgegangen war, und der später weitere Teilnehmende beitraten. Entstehende Werke interessieren mich weit mehr als abgeschlossene: »was besteht, ist veraltet« – dieser Satz aus Oswald Wieners Hauptwerk »die verbesserung von mitteleuropa, roman«, in meiner Jugend gelesen, ist mir unvergeßlich. Unabhängig von seiner Richtigkeit wird damit eine gute Arbeitsmethode empfohlen.

Die Welt der Schreibwerkstätten, der Kosmos der Schriftstellervereinigungen, wie weit entfernt erscheint mir das von den Künstlergruppen vor hundert Jahren, den Dadaisten, den Surrealisten und all den weiteren Gruppierungen in der Bildenden Kunst. Wo sind die Leute, mit denen gemeinsam Neues entsteht? Ich spüre Sehnsucht nach einer ästhetischen Revolution. Künstliche Intelligenz mag Großartiges erschaffen, erscheint mir jedoch nicht als die Lösung dessen, worum es mir in meinen Vortrag geht.

Hat es in heutigen Schriftstellerkreisen keinen Wert mehr, ein *Poète maudit* zu sein? Hat die Wirtschaft alles im Griff? Die Medien mit ihren klaren Regeln, was erlaubt ist und was nicht? Wo ist der Underground? Oder bin ich zu alt, um ihn wahrzunehmen? Wer ruft heute »épater le bourgeois«? Vielmehr: Wer tut es?

*Katalysator Finanzamt*

Warum ich aber gerade auf das Wort Amateurschriftsteller so sehr ansprang: Der Begriff erinnerte mich an ein Schreiben des Finanzamts, das ich mehr als fünf Jahre zuvor erhalten hatte. Darin wurde jegliche Gewinnerzielungsabsicht bei mir angezweifelt und die Vermutung der Liebhaberei ausgesprochen, ich also gewissermaßen von einem Berufs- zu einem Amateurschriftsteller heruntergestuft – falls es in dieser Hinsicht ein Oben und Unten gibt. Nicht nur das. In einer von der Behörde adaptierten Wirtschaftssprache wurden mir ordentlich die Leviten gelesen. In Form einer Indizienbeweisführung listete das Finanzamt die Gründe seiner Entscheidung auf; unter anderem: Es fehle mir das »Streben nach Vermögensmehrung in Gestalt eines Totalgewinns«; meine Tätigkeit sei »auf Dauer nicht nachhaltig dazu bestimmt und geeignet, aus ihr Gewinne zu erzielen«; weil ich die Tätigkeit nebenberuflich betreibe, sei ich »auf einen wirtschaftlichen Erfolg nicht angewiesen«; die »Öffnungszeiten meines Geschäfts« – was immer das bei einem Schriftsteller heißen mag – seien »auf Vor- bzw. Nachmittage oder auf besonders vereinbarte Termine begrenzt« (das stimmt nicht, hauptsächlich schreibe ich nachts); wegen »der zeitlichen Beanspruchung im Hauptberuf« bliebe mir »nur wenig Zeit«, mich »um den Verlustbetrieb zu kümmern«; ich verfüge »über keinen nach außen erkennbaren Geschäftssitz mit Firmenschild« (ich ergänze: auch in den Cafés, in denen ich bevorzugt schreibe, stelle ich kein Schild vor mir auf); ich hätte noch nicht dargelegt, wie lange ich »die Tätigkeit aufrechterhalten« wolle; ich hätte »den Betrieb trotz der anhaltenden Verluste weitergeführt und bisher keine innerbetrieblichen Strukturmaßnahmen zur Erzielung positiver Ergebnisse ergriffen« und auch keine »aussichtsreichen Anstrengungen zu einer Umsatzsteigerung unternommen«; ich hätte »trotz der erheblichen Verluste« keine »besondere Maßnahmen unternommen«, um die von mir »erbrachten Leistungen attraktiver anbieten zu können«; auch sei nicht ersichtlich, daß ich »erhöhte Anstrengungen unternommen« hätte, »um durch gezielte Werbemaßnahmen oder marktgerechtes Verhalten aus der Verlustzone zu gelangen«; Fazit: meine Angaben seien »nicht dazu geeignet, das Vorliegen einer Gewinnerzielungsabsicht in hinreichender Form glaubhaft zu machen«.

Was mich schockierte, waren weniger die Urteile, zu denen das Finanzamt gelangte; die waren fast alle richtig. Ich war entsetzt über die Umkehrung meiner Denkart. Gut, daß der Finanzbeamte nie in mein Schlafzimmer gekommen ist, denn dort hing seit Jahrzehnten in allen wechselnden Wohnungen ein Plakat des Verlags Matthes & Seitz aus den frühen achtziger Jahren mit einem Zitat Georges Batailles: »Aber auf der Ebene des grenzenlosen Verlustes finden wir den Triumph des Seins wieder.« Meine nahezu grenzenlosen Verluste hat das Finanzamt

mißbilligt, es wollte nicht mein Sein triumphieren, es wollte Gewinne sehen. Daß mir durch meine Vollzeitbeschäftigung bei der Landeshauptstadt Düsseldorf und die Pflege meiner kranken Mutter kaum Zeit fürs Schreiben blieb, war für mich keine neue Erkenntnis. Aber anstatt mich wegen meiner aufopferungsvollen und verlustreichen Tätigkeit zu verehren, erhob der Finanzbeamte Vorwürfe, die an eine Kriminalisierung meines Tuns grenzten. Ich bin zu weich für diese Welt. Warum schreibt ein Mensch, wenn er kein Geld damit verdient? In meinem Fall seit mehr als fünfzig Jahren, als wollte ich es noch immer nicht begreifen.

*Liebhaber, Amateur, Dilettant, Laie*

Deutsche Behörden meiden Fremdwörter. »Liebhaber« heißt auf Latein *amator*, wovon sich das französische »Amateur« ableitet. Im Deutschen ist »Amateur« meistens negativ konnotiert, während mir persönlich beispielsweise der »Salon des amateurs« in der Düsseldorfer Kunsthalle – ein Musikclub, in dem auch literarische Lesungen und Gespräche stattfanden – in sehr positiver Erinnerung bleibt. Die Amateurtätigkeit gerät im öffentlichen Ansehen leicht in die Nähe des Dilettantismus – wobei auch dieser Begriff in den frühen achtziger Jahren in der Musikszene umgedeutet und unter anderem durch die gewollt fehlerhafte Schreibweise der »Genialen Dilletanten« zu einem Markenzeichen wurde. Wie zuvor auch bei anderen kunst- oder musikgeschichtlichen Phänomenen (den *Fawes*, den *Punks* ...) ursprüngliche Diffamierungen bald anerkannte Stilbegriffe waren.

Gelingt das mit dem »Amateurschriftsteller« ebenfalls? In den verschiedenen Berufsfeldern wird die Frage, wer als Amateur und wer als Profi durchgeht, unterschiedlich gehandhabt, im Sport anders als in der Musik, dem Theater, der Astronomie, dem Funkwesen oder der Pornographie. Im Amateurfunkdienst, lese ich, bezeichnen sich die Teilnehmenden, um der Abwertung entgegenzutreten, lieber als Funkamateure denn als Amateurfunker. Wäre etwas damit gewonnen, wenn wir statt »Amateurschriftsteller« »Schriftstelleramateur« sagten? Nein.

Olympische Spiele mit ihren ehrenvollen Medaillen waren lange Zeit den Amateuren vorbehalten und Profisportler von ihnen ausgeschlossen. Die Trennlinie wurde mit den Jahren zunehmend unschärfer. Beispielsweise ließ sich eine weltberühmte Eiskunstläuferin, nachdem sie mit ihren Eistanzrevuen Millionen verdient hatte, »reamateurisieren«, um noch einmal an einer Olympiade teilnehmen zu dürfen. Wieder muß ich an das Finanzamt Essen-Süd denken, das mich nach einigen Jahren als anerkannter Freiberufler, wenn auch ohne Millionen-einkommen, »reamateurisiert« hat. Mich tröstet Franz Kafka, der standardmäßig als Trost herhalten muß, wenn es ein Schriftsteller zu Lebzeiten nicht zum

gewünschten Ruhm bringt. Das Finanzamt Prag dürfte ihn als Versicherungsbeamten, nicht als Schriftsteller verwaltet haben.

Autoren und ihre Brotberufe: Eine systematisch vergleichende Studie steht noch aus. Wie schreiben Juristen, Architekten, Ärzte, wie Journalisten, Biologen, Tennislehrer, wie Nachtportiers, wie Germanisten? Letztere bringen mich auf ein weiteres Gegensatzpaar, das im Zusammenhang mit Amateur oder Profi oft genannt wird: Der Laie und sein Gegenstück, der »Fachmann«. Fachleute für Literatur gibt es jede Menge: Als Lehrende an Universitäten und im Deutschunterricht an Schulen, als Rezensenten in Feuilletons, in Expertenrunden im Fernsehen oder kundenberatend im Buchhandel. Das Beispiel eines Germanistikprofessors – ich nenne seinen Namen nicht – zeigt mir: Expertentum ist nicht von Vorteil für das kreative Schreiben. Eher sollte hier George Bernard Shaws Bonmot beherzigt werden: »He who can, does. He who cannot, teaches.« (Wer's kann, der tut's. Wer's nicht kann, unterrichtet es.)

Viele, die es nicht können, schreiben trotzdem, ganz gleich, ob sie Literatur unterrichten oder nicht. Nach meiner Einschätzung sind es aber nicht die Nichtkönnler, die am meisten Ablehnung durch Verlage oder vom Lesepublikum erfahren. Meine mitfühlende Anteilnahme gilt denen, die können und doch nicht können, weil ein Brotberuf ihnen keine Zeit läßt, ihr Können zu zeigen.

Schriftsteller ist kein Ausbildungsberuf. Außer in einem metaphorischen Sinne gibt es keine Gesellen- und keine Meisterprüfung. »Schriftsteller« ist kein rechtlich geschützter Begriff. Entsprechend hat das Finanzamt auch bei mir nicht die Schriftstellerei in Frage gestellt, sondern die überwiegend freiberufliche Tätigkeit. Schriftstellerschmieden wie das Deutsche Literaturinstitut Leipzig oder die Universität Hildesheim bieten zwar Bachelor- und Magisterabschlüsse an, die allerdings keine Garantie für einen erfolgreichen und womöglich auch guten Roman beinhalten.

Mit alledem will ich nicht sagen, daß man, was das literarische Schreiben betrifft, nichts lernen könnte. In Schreibwerkstätten treten regelmäßig die typischen Anfängerfehler zutage. Es gibt erlernbares Handwerk. Doch ist seine Beherrschung lediglich eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für einen guten Text. Ein Fachmann, eine Fachfrau bemerkt meistens auf den ersten Blick, ob ein Text etwas taugt.

### *Das Bottrop-Erlebnis*

Freilich arbeite auch ich täglich an der Vervollkommnung meiner Texte, ebenso wie an der Bildung meines Charakters, aber ob das Resultat gut oder schlecht ist, das ist letztlich von zweitrangiger Bedeutung, wie mir mein Bottrop-Erlebnis

klargemacht hat. Entscheidend für die Tatsache, daß ich überhaupt schreibe, ist etwas anderes.

Ich war eingeladen, in einer Reihe mit dem Titel »Heiter und so weiter« etwas vorzutragen. Für die Textauswahl konsultierte ich zuvor ebenso unsere Schreibgruppe wie meine Freundinnen und Freunde vom Literaturstammtisch, ob ihnen etwas Heiteres aus meinen Texten in Erinnerung sei. Allen fiel etwas ein, sogar Witziges. Gut ausgerüstet mit mir geeignet erscheinenden Erzähltexten fuhr ich nach Bottrop, las in einem Lokal vor einer kleinen, aber nicht zu kleinen Zuhörerschaft. Beim Lesen blickte ich ab und an ins Publikum, hatte den Eindruck, alle hörten aufmerksam zu, aber niemand traute sich, laut zu lachen. Auch im Stillen schien sich niemand besonders zu amüsieren. Da ich unterschiedliche Texte in Reserve hatte, wollte ich die Leute einbeziehen und fragte nach einer Weile, ob jemand Wünsche habe, vielleicht Vorlieben für das eine oder andere Thema, ob jemand eine Frage hätte oder etwas anmerken wolle.

Eine Frau meldete sich und sagte mit einer Stimme, die aus der Tiefe einer schweren Depression aufzusteigen schien: »Wie lange leiden Sie schon unter dem Zwang, alles festhalten zu müssen?«

Die Frage »wie lange?« konnte ich schnell beantworten (seit frühester Jugend). Aber leiden? Das hielt ich für ein fundamentales Mißverständnis. Die Art meines Vortrags ließ hoffentlich nicht auf ein Leiden schließen. Vielleicht bildete den Hintergrund ihrer Frage die Kenntnis großer Leidensmänner in der Literaturgeschichte, oder es galt für sie unausgesprochen die Prämisse: Warum sollte jemand überhaupt schreiben, wenn nicht ein Leidensdruck ihn dazu zwingt? Festhalten, auf dem Papier festhalten, dem Vergessen entreißen, wollte ich alles, was mir zuteil wurde. Ganz besonders das viele Schöne, die außerordentlichen Erlebnisse, auf fernen Kontinenten ebenso wie in dem Umfeld, das ich als meine Heimat empfand – womit keine bestimmte Region gemeint ist. »Dem Vergessen entreißen« – damit ist die Vergänglichkeit der Welt und ihrer Bewohner angesprochen, und die Trauer. Aus dem weiten Spektrum möglicher Gefühle dürfte Trauer bei mir einen herausragenden Platz einnehmen. Frühere Freundinnen wollten gar keine Gefühle bei mir erkennen, aber zu Trauer war ich, glaube ich, immer schon fähig. Mein Schreiben entsteht aus dem Verlust, oder der Sorge vor einem Verlust.

Vor allem aber hat die Frau aus Bottrop, was mir erst nach und nach klar wurde, mit dem Wort »Zwang« die richtige Diagnose gefällt. Kaum habe ich etwas gemacht, muß ich schon aufschreiben, was ich gemacht habe. Ich schreibe meinem Leben dauernd hinterher, unter dem Zwang, möglichst viel festzuhalten, zu dokumentieren, zu überliefern. Täglich laufe ich Gefahr, den Anschluß an mein Leben zu verlieren. Ein guter Kollege schrieb mir einmal: »Du bist der geborene

Protokollant.« Über den konkreten Anlaß – ein Protokoll, das ich im Rahmen eines meiner Ehrenämter schrieb – hinaus weiß ich dieses Lob zu schätzen. Einmal mehr fühle ich mich erkannt. Ein nicht dokumentiertes Leben halte ich für ein verlorenes, gleichsam nicht gelebtes Leben. Schreiben ist nicht ein Teil meines Lebens. Schreiben, beziehungsweise das Geschriebene oder anderswie Dokumentierte, ist mein Leben. Das Schreiben konstituiert mich. Durch mein Schreiben erschaffe ich mich, nicht in einem pathetischen, sondern im buchstäblichen Sinne: Ich erschreibe mir meine Existenz. Nicht die berufliche Existenz, sonst wäre ich ja Profischriftsteller. Sondern meine existentielle Existenz, das wirkliche, das mir selbst nicht ganz verständliche Leben neben dem bürgerlichen; das geistige Abenteuer im Kontrast zum amateurhaften Dasein. Wir alle sind als Amateure geboren. Das Leben ist unsere Liebhaberei.

### *Säkularisierung des Heiligen*

Manchmal empfinde ich das Schreiben als eine Art Gottesdienst ohne Gott. Also ein Dienst. Aber für wen? In einer Fernseh-Doku höre ich, der Kölner Dom sei für die Augen Gottes errichtet. Könnte ich doch sechshundert Jahre an einer von Beginn an profanen Kathedrale bauen – und dann mit einer Renovierung beginnen, die kein Ende nimmt! Wie kann ich für die Augen Gottes schreiben, ohne an einen Gott zu glauben? Für wen schreibe ich dann? Für ein mir unbekanntes Publikum? Für mich selbst? Für meine besten Freundinnen und Freunde? Nach dem Verlust meines Kinderglaubens sind Strukturen einer christlichen Sozialisation erhalten geblieben, zum Beispiel das Bedürfnis nach einer Instanz, die alles sieht und alles weiß und die alles richtig versteht und gerecht beurteilen kann. Eine Art Weltschiedsrichter ohne Eigeninteresse, ein Unparteiischer, also kein Geheimdienst und kein Big-Data-Konzern; eher die Gesamtheit aller Bibliotheken und Archive. Vielleicht besetzt für mich der Archivar die Leerstelle, die nach dem Gottesverlust vakant geworden ist, ohne daß ich den Archivar deswegen vergöttern würde.

Zu den säkularisierten Strukturen gehört auch ein Jenseits, freilich nicht im Sinne einer der großen Weltreligionen; kein Paradies, kein Nirwana, keine Wiedergeburt, keine esoterischen Wunschvorstellungen. Wenn ich im Hier und Jetzt den Wunsch nach Weiterleben über den Tod hinaus äußere, meine ich ausschließlich ein Existieren im Diesseits, jenseits meines Sterbedatums. Mein Leben auf dem Papier im Archiv. Aus Fleisch wird Wort, diese Metamorphose vollziehe ich mein Leben lang.

Gerade das Schreiben ohne Erfolg, ohne Einkommen, ohne Anerkennung erscheint mir als ein Echtheitsbeweis. Es ist nicht von niedrigen Beweggründen geleitet.

Schreiben um seiner selbst willen, das geht in Richtung Grundlagenforschung, abseits der angewandten Wissenschaften, also zunächst einmal von ungewissem Nutzen. Sich zu neuen Erkenntnissen schreiben, schreiben um zu verstehen.

### *Auftragsarbeiten*

Der Komponist Arnold Schönberg schrieb in einem 1910 verfaßten Aufsatz: »Ich glaube: Kunst kommt nicht von können, sondern vom Müssen«.

Wie schafft es ein Berufsschriftsteller, neben den inneren Zwängen, die ihn ebenso bedrängen werden wie mich die meinen, sich zusätzlich die äußeren Zwänge aufzuerlegen, die das professionelle Schreiben mit sich bringt? Aus Briefen Samuel Becketts wissen wir beispielsweise, wie schwer sich der Autor damit tat, aus Gefälligkeit auch nur den kürzesten Text zu schreiben, wie das Vorwort zu einem Ausstellungskatalog eines befreundeten Malers. Die Beschäftigung zwischendurch mit etwas anderem droht ein gesamtes Gedankengerüst einstürzen zu lassen. Nichts für Grübler und Melancholiker.

Vielleicht könnten mich manche Berufsschriftsteller um meine Freiheit beneiden. Moment: gerade noch beschrieb ich mich als einen Zwangsneurotiker, jetzt rede ich plötzlich von Freiheit? Mit Freiheit beim Schreiben meine ich: Niemand verlangt mir in literarischer Hinsicht etwas ab. Niemand erwartet einen Roman von mir. Im Gegenteil: Ich weiß nicht, wie viele Menschen in meinem Umfeld hoffen, ich würde mit dem Schreiben aufhören. Soweit wird es nicht kommen. Ich bin frei, das zu schreiben, was der Markt nicht haben will.

Schreibblockaden sind mir fremd. Angst vor dem weißen Blatt kenne ich nicht. Ich schreibe nur dann, wenn etwas im Kopf ist, was aufs Papier möchte. Da ist fast immer etwas. Das Gehirn scheint in einer Hinsicht nicht anders als andere Organe zu funktionieren, als die Lunge, die Blase, der Darm, die Hormondrüsen: Es baut sich ein Druck auf, der abgelassen werden muß. Das halte ich für Hirnhygiene. Das Gehirn füllt sich täglich mit Inhalten, nicht nur von außen (Stichwort »Reizüberflutung«), sondern auch durch das Umwälzen von Erinnerungen, Ideen, die weiß der Teufel woher plötzlich in unserem Kopf sind; eine solche Gedankenmenge möchte ich nicht lange mit mir herumtragen. Raus damit aufs Papier. Ins ausgelagerte Gedächtnis, zur Entlastung der Psyche.

Wenn mir Blockaden begegnen, dann nicht beim freien Schreiben, sondern höchstens, wenn jemand etwas von mir erwartet: bei der Beantwortung schwieriger E-Mails, wenn der Ankündigungstext zu einem Film, der im kommunalen Kino gezeigt wird (ein weiteres meiner Ehrenämter), pünktlich abgeliefert werden muß, oder auch, wenn ich jemandem eine Rezension versprochen habe (was ich immer seltener mache).

In einem meiner frühen Notizbücher aus der Studentenzeit, als über meinen späteren beruflichen Werdegang noch nichts entschieden war, notierte ich für mich die Erkenntnis: »Wer vom Schreiben leben will, muß entweder schlecht leben oder schlecht schreiben.« Sie basierte einerseits auf biographischen Kenntnissen über einige der von mir am meisten verehrten Schriftsteller, zum andern auf gelegentlichen Seitenblicken in die Bestsellerlisten, die ich – wie fast alle in meiner Generation, außer dem großen Lesepublikum – als Warnhinweise verstand: Diese Autoren nicht lesen! Das sind die Etablierten, schlimmer noch, diejenigen, die zur Unterhaltung und Verdummung der Massen beitragen. Erfolg war verdächtig, sogar verwerflich. Anständige Menschen hatten in dieser Welt zu scheitern. Ich erinnere mich, 1975 oder 1976 muß das gewesen sein, einmal das Feuilleton der FAZ aufgeschlagen zu haben, als mir auf einer Doppelseite dreimal in einer Überschrift oder Unterüberschrift das Scheitern begegnete, jeweils als Lob gemeint: »Das große Scheitern«, »So kunstvoll ist noch keiner gescheitert« und noch etwas Drittes mit »scheitern«. Es war die Zeit meiner Lektüre von Thomas Bernhard und natürlich von Samuel Beckett, der das Scheitern krönte:

*Always tried, always failed, no matter.  
Try again, fail again, fail better.*

Das »besser scheitern« war bei Beckett Programm, so erfolgreich, daß er den Nobelpreis für Literatur zugesprochen bekam (den er nach langem Zögern zwar annahm, aber nicht selbst in Stockholm abholte). Die Mehrheit aber scheiterte ohne Nobelpreis oder ein ordentliches Einkommen. Jeder Literaturkenner könnte eine Liste prekärer Schriftstellerexistenzen herunterbeten. Ich entschied mich, gut zu leben, nur eben mit der Schmach, als Amateur zu gelten. Dafür mußte ich als Schriftsteller nie eine Auftragsarbeit annehmen.

Was wäre schlimm an der Erfüllung eines Auftrags? Weder der Sixtinischen Kapelle noch Michelangelo hat es geschadet, daß der päpstliche Auftrag für das Deckenfresko dem Künstler geradezu aufgedrängt wurde und er dafür eine ihm liebe bildhauerische Arbeit unterbrechen mußte. Wäre ihm damals ein bedingungsloses Grundeinkommen gewährt worden, unabhängig von allen thematischen Vorgaben, was hätte Michelangelo gemacht? Niemals gemalt, aus Liebhaberei immerzu Steine behauen, oder nicht einmal das? In der Renaissance und auch noch eine Weile danach war freischaffender Künstler kein Beruf. Auch heute noch sind in anderen Gattungen, wie beispielsweise (noch!) der Musik, Auftragsarbeiten wesentlich verbreiteter als in der Literatur, ausgenommen natürlich das journalistische Schreiben. Liegt das daran, daß man mit keiner anderen Kunst so deutlich sagen kann, was man sagen möchte? Der Schriftsteller

muß sich hüten, nicht *zu* deutlich zu werden. Aber das Schreiben folgt ja einer eigenen Dynamik, will sagen: Ein Buch ergibt das andere. Kaum glaubt man, eine Sache abgeschlossen zu haben, wird einem klar, was noch fehlt, was man in dem einen Werk alles nicht gesagt hat, und schon entsteht unter der Hand das nächste. Die Themen finden den Schriftsteller schneller, als er nach ihnen suchen könnte. Dieser Prozeß eines organischen Wachstums würde durch eine »Fremdarbeit« jäh unterbrochen. Wer allerdings die Inhalte seines Schreibens selbst bestimmt, muß glaubhaft machen, daß das, was er zu sagen hat, wichtig oder zumindest lesens- oder hörenswert ist. Dabei hilft ihm die Form.

Auch unter denen, die nicht vom Schreiben leben müssen, gibt es einige, die Schreibaufträge dankbar annehmen. Warum? Weil sie ein von außen an sie herangetragenes Thema als eine künstlerische Herausforderung ansehen? Weil sie es als Ehre oder Anerkennung oder als Beweis ihrer Professionalität verstehen, wenn jemand sie um einen Text bittet?

### *Ehrungen, Auszeichnungen, Preise*

Jeder Wikipedia-Eintrag, jede Anmoderation einer Lesung listet die erhaltenen Preise und Förderungen des jeweiligen Autors auf. Sie gehören zur Karriere eines Schriftstellers, einer Schriftstellerin wie in der Kinowerbung die Nennung der Oscars und Golden Globes. Dabei muß man sich klarmachen: Selbst die höchstdotierten Literaturpreise in Deutschland entsprechen ungefähr dem Jahreseinkommen in der Eingangsstufe des Höheren Dienstes in staatlichen oder kommunalen Einrichtungen, also dem, was beispielsweise ein Gymnasiallehrer oder der Fachbereichsleiter einer Volkshochschule in verlässlichen Monatsraten ausbezahlt bekommt, manchmal mehr als vierzig Jahre lang. Solche Ausschüttungen sind selbst den meisten der bekannteren Literaten nicht vergönnt, und wenn, dann erhalten sie den Büchner-Preis oder den Deutschen Buchpreis nicht jedes Jahr, sondern einmal im Leben. Wer nimmt es auf sich, dafür drei oder fünf Jahre an einem Roman zu arbeiten?

Als jemand, der sich zu den heute Siebzigjährigen rechnen darf, habe ich als junger Mensch eine literarische Vorgängergeneration wahrgenommen, der es eine Ehre war, gesellschaftliche Ehrungen abzulehnen. Sartre nahm nicht einmal den Nobelpreis an.

Gegen Ende meines Literaturstudiums und zu Beginn meiner Dozententätigkeit beschäftigte mich kaum ein Dichter mehr als der spätbarocke Johann Christian Günther. Aus ihm ist nie ein Hofpoet geworden, er lebte ärmlich von Gelegenheitslyrik zu den verschiedensten Anlässen und beschrieb in Gedichten und Liedtexten sein Vagabundieren in Schlesien. Er zählt zu den Frühverstorbenen

(mit 27). Von den vielen Gedichten, die mir – nicht zuletzt in der Vertonung durch den Tübinger Dichter und Liedermacher Christof Stählin – nahegegangen sind, zitiere ich besonders gern die erste Strophe von »Auf die Tadler«:

Wer kehrt sich an die tumme Welt?  
Sie kan doch nichts als tadeln.  
Wem Treu und Warheit nur gefällt,  
Der kan sich selber adeln  
Und überwindet nach und nach  
Die ohne Schuld erlidtne Schmach.

Die »ohne Schuld erlidtne Schmach« wäre, genau genommen, eine Verdopplung der Aussage, von Günther vielleicht als Verstärkung eingesetzt. Oder um 1720 war die alte Bedeutung von »Schmach« bereits erklärungsbedürftig. Im Unterschied zur »Schande«, die normalerweise mit einem schuldhaften Verhalten verbunden ist, ging der »Schmach« ursprünglich kein persönliches Fehlverhalten des Betroffenen voraus. Grimms »Deutsches Wörterbuch« nennt zahlreiche Textbelege für die Wortzusammenstellung »Schmach und Schande«, was darauf hinweist, daß beide Wörter Unterschiedliches bedeuteten. Über die Brüder Grimm hinaus wurde in der Wissenschaft, vor allem in der Soziologie, die »Schande« vorzugsweise den sogenannten »Schuldgesellschaften« zugeschrieben, die »Schmach« hingegen – bei aller Anfechtbarkeit der Terminologie – den »Schamgesellschaften«. Der Aspekt der mit beiden Begriffen verbundenen gesellschaftlichen Ächtung macht die Frage auch weit über unsere Beschäftigung mit den Sorgen eines Amateurschriftstellers hinaus relevant.

Der Gegenbegriff zur Schande, lese ich, ist die Ehre; das Gegenteil von Schmach ist Ruhm. Das Begriffspaar Schmach versus Ruhm macht mir noch einmal klar, was ich schon seit langem ahnte: Nicht den Erfolg strebe ich an – Erfolg gehört in den Bereich der Wirtschaft. Auch nicht das Lob der anderen oder die Ehre in Form von Auszeichnungen. Ruhm ist das, was ich immer wollte. Fortleben über Jahrhunderte auf dem Papier in Bibliotheken und Archiven, durch meine Nennung in Literaturgeschichten, durch Einträge in Enzyklopädien oder zumindest in Fachlexika.

Aber ist Ruhm ohne vorangegangenen Erfolg vorstellbar? Diese Frage treibt mich seit vielen Jahrzehnten um. Jean de La Fontaine beendet das Vorwort zu seinem Roman »Die Liebe Psyches und Cupidos« (1669) mit den Worten: »(S)o wenig ein Schriftsteller dessen gewiß sein kann, daß er eines Tages die Nachwelt unterhalten wird, muß er es sich dennoch vornehmen, so gut es ihm möglich ist, und versuchen, die Dinge für ihren Gebrauch zu fertigen.«

Können wir unseren Ruhm beeinflussen, oder spielt da so etwas wie »Gnade« eine Rolle? Führen die Wege zum Ruhm durch die Schmach? Ist der Lohn des Schriftstellers eine Münze, deren eine Seite den Ruhm und deren Kehrseite die Schmach abbildet? Können beide Begriffe, besonders aber der Ruhm, heute anders als ironisch gebraucht werden, in einer Gesellschaft, deren Mitglieder fast ausnahmslos den Erfolg dem Ruhm vorziehen würden?

Was das Tadeln betrifft: Während meiner Tätigkeit an der Universität Essen hörten wir einmal einen Gastvortrag über den Humanisten Gerolamo Cardano (1501–1576), heute fast nur noch bekannt durch die nach ihm benannte Kardanwelle; aber das wäre so, als kennte man von Leonardo nur die Flugmaschine und wüßte nicht, daß er auch gemalt hat (oder als wäre Kafkas Name ausschließlich mit einem juristischen Fachartikel verbunden). Vor allem in Erinnerung geblieben ist mir Cardanos Umgang mit schlechten Autoren. Anstatt sie polemisch zu bekämpfen, empfahl er, gar nicht über sie zu schreiben oder zu sprechen und sie damit dem ewigen Vergessenwerden anheimzugeben. Jede auch noch so negative Erwähnung würde ihre Namen nur wieder in Erinnerung rufen. Dieser Empfehlung scheint auch die Mehrzahl der Kritiker und Verleger zu folgen, ob sie jemals von Cardano gehört haben oder nicht, wenn sie uns Amateurschriftsteller mit absichtlichem Übersehen bestrafen.

### *Lohn des Amateurismus*

Vermutlich ist die gesamte Gegenüberstellung von Profi und Amateur sinnlos, und es kommt in der Kunst einzig darauf an, die Zauberer von den Scharlatanen zu unterscheiden – was nicht die Aufgabe des Finanzamts, sondern von Kritikern und Verlegern wäre. Ob Profi oder Amateur – wir Schreibende wurden immer schon gern mit Sprüchen vertröstet wie: »Der Lohn des Literaten ist nicht von dieser Welt.« Aber würden nicht auch wir gern etwas weltlichen Lohn abbekommen?

In der Düsseldorfer Altstadt, auf der breiten Treppe am Rhein, sah ich vor längerer Zeit einmal einem Straßenkünstler zu. Er war wirklich gut, akrobatisch, voller verblüffender Späße und ein Jongleur ersten Ranges. Am Ende seiner Show sagte er: »Liebes Publikum, ich mache das alles nicht des Geldes wegen, sondern aus Freude. Gleichwohl gilt auch für mich: Je mehr Geld, desto mehr Freude.« Dann ging er mit dem Hut herum.

Das bringt mich auf den Zusammenhang zwischen Geld und Anerkennung. Auch für diejenigen, die ihren Lebensunterhalt nicht freiberuflich bestreiten, kann ein angemessenes Honorar ein Zeichen der Wertschätzung sein, umgekehrt ein niedriges Honorar ein Ausdruck der Geringschätzung. Mir sagte einmal ein Schriftsteller, der sich bei einer Behörde in einem festen Angestelltenverhältnis befindet

und bereits viele Bücher in zum Teil renommierten Verlagen veröffentlicht hat: »Lieber ein geringes Honorar als gar kein Honorar.« Ich widersprach ihm. Mag es der Veranstalter noch so gut meinen oder seinerseits finanziell ums Überleben kämpfen: Ein Honorar von fünfzig oder hundert Euro finde ich beleidigend. Nicht, weil ich den Pfennig nicht ehren würde, sondern wegen der Kategorie, in die mich der Veranstalter offenbar einsortiert. Das verbietet der Stolz. Dagegen gratis aufzutreten – ad honorem –, bewirkt eine Umkehr der Verhältnisse. Der Künstler ist nicht Bittsteller, kein unterbezahlter Auftragsempfänger. Ihm eignet vielmehr etwas Gönnerhaftes, er darf sich fühlen wie Mick Jagger, der ganz ohne Gage ein Benefizkonzert gibt. Er kann sich verschenken, sich verausgaben. Er kann den – bisher wohl am besten von Georges Bataille entfaltetem – Begriff der Verschwendung ausleben. Alles geben, nicht haushalten.

Die andere Möglichkeit, ein solches Hochgefühl zu erlangen, wäre wohl, für eine Lesung Eintrittspreise zu nehmen wie für ein Konzert von Taylor Swift. Alles dazwischen ist Mittelmaß. Oder eben Berufstätigkeit, realistisches, kaufmännisches Denken (wie es das Finanzamt gern hat).

»Bei Ihnen gibt es offenbar eine tiefe Kluft zwischen Ihrer Selbstwahrnehmung und dem, wie andere Sie sehen.« Diese Feststellung meiner alten Chefin an der Volkshochschule traf mich, aber nicht, weil sie mir etwas Neues über mich erzählte. Die Kluft nehme ich seit frühester Jugend, wenn nicht schon seit meiner Kindheit wahr. Sondern weil die Chefin mich für das kritisierte, was ich für meine Besonderheit hielt, und weil sie mich in der Richtung ausbremsen wollte, in die ich hinwollte. Anstatt Selbst- und Fremdwahrnehmung möglichst zur Übereinstimmung zu bringen, wie es einem erfolgreichen Berufsleben förderlich wäre, zielte ich auf die Vertiefung der Kluft ab: Nach außen bescheiden, unscheinbar, immer übersehen und maßlos verkannt; innerlich dagegen mir meiner Größe bewußt: Was ist mein Beitrag zur Literaturgeschichte? Ein Menschenleben zwischen 1955 und dem absehbaren Ende rundum ausleuchten, jeden Winkel belichten und alles in schönster Transparenz halten (bis auf das, was mir selbst rätselhaft ist).

Auch im Spektrum der Amateurschriftstellerinnen und -schriftsteller gibt es riesige Unterschiede zwischen solchen, die vielleicht lediglich einige Erinnerungen für die Enkel aufschreiben, und anderen, die ihr Leben lang den Anspruch haben, Weltliteratur zu produzieren (und es vielleicht auch tun), deren Werke für einen Verlag aber zu wenig Verkaufsperspektiven bereithalten. Doch ohne einen Verlag bin ich als Schriftsteller obdachlos. Möchte sich der Autor nicht der Demütigung einer Publikation im Eigenverlag unterwerfen, bleibt womöglich ein Teil der geschriebenen und nicht veröffentlichten Weltliteratur in Archiven verborgen. Wie gelange ich nun von den Höhen der Weltliteratur zurück auf den Boden? Mein Tagebuch sagt mir: Am 16. Mai des vergangenen Jahres bin ich gegen 18:30 Uhr gut in Baden-Baden angekommen.

**Hier zwei Zeilen Überhang**



€ 16,50 (D)

# Schreibheft

## Zeitschrift für Literatur

### DOPPELBELECHTUNG

ERIC DE KUYPER, SCHRIFTSTELLER  
UND FILMEMACHER

Mit Erinnerungen an Chantal Akerman

### TIEFENSCHÄRFE

ZOOM AUF GREGOR VON REZZORI

Mit Beiträgen u. a. von Peter Handke,  
Volker Schlöndorff und Wolf Wondratschek

### NAHAUFNAHME

JAMES AGEE, FILMSCHRIFTSTELLER

Mit Beiträgen von W. H. Auden, Manny Farber  
und John Huston

*Herausgegeben von Norbert Wehr*

105

**Rigodon-Verlag**

Niederdingstr. 18

D-45147 Essen

[schreibheft@netcologne.de](mailto:schreibheft@netcologne.de)

[www.schreibheft.de](http://www.schreibheft.de)